



Verschwommene Erinnerungen einer Künstlerin: Angelina Jolie als Maria Callas.  
Bilder: Pablo Narrain / Netflix

# «Vissi d'Arte»

«MARIA», EIN FILM ÜBER DIE LETZTEN LEBENSWOCHEN DER MARIA CALLAS, MIT EINER ÜBERZEUGENDEN ANGELINA JOLIE IN DER ROLLE DER «PRIMADONNA ASSOLUTA».

Reinmar Wagner

Dass die Karriere und das Leben von Maria Callas kinotauglich sind, wird niemand bezweifeln, und zahlreiche Produktionen haben das auch schon bewiesen. Der chilenische Regisseur Pablo Narraín stellte sie nun seinen Portraits von Lady Di und Jackie Onassis als dritte einer Trilogie weiblicher Ikonen des 20. Jahrhunderts an die Seite. Angelina Jolie spielt die Operndiva - und mehr noch, sie singt sie auch!

«Mmh ...» Das ist wahrscheinlich das häufigste Wort in diesem Film. Angelina Jolie schafft es, damit so gut wie alles – und nichts zu sagen. Unterkühlt wirkt es, unfasslich, und das kommt der Callas schon recht nahe. Man hat recherchiert, die Gestik, Mimik und Sprechweisen der Callas nachgestellt. Zum Beispiel eben jenes typische «Mmh», das Jolie sich zu eigen macht: Missbilligung, ohne etwas zu erwidern, was umso vernichtender ist, weil nicht dagegen argumentiert werden kann.

Sie kann auch anders. Es sind legendäre Wutausbrüche überliefert von Maria Callas, und der Film, der in ihren letzten Lebenswochen angesiedelt ist und in ganz unterschiedlich gearteten Rückblenden ihre Karriere erzählt, umfasst auch das. Pablo Narraíns Film ist keine biografische Dokumentation und auch keine nacherzählte Biografie. Sondern eher so etwas wie der Versuch, einen Hauch einer Idee einzufangen von einer Frau, über die viel geschrieben wurde, die ständig fotografiert wurde, die nicht nur als Opernsängerin im Rampenlicht stand – und über deren Innenleben dann doch nicht viel bekannt geworden ist.

Angelina Jolie spielt die Callas mit allem, was sie als Schauspielerin aufbringen kann, und mit allem, was man an Dokumentarischem über sie weiss. Entstanden ist dabei ein Portrait der Callas nach ihrer Karriere, nach Onassis, nach allem, was sie einzigartig gemacht hat. Wir erleben Szenen in einer einsamen Pariser Wohnung, die ausgestaffert ist wie ein Museum, traumartige Szenen voller vernebelter Erinnerungen.

## Zwei Pudel und zwei Diener

September 1977. Vor zwölf Jahren hat Maria Callas als Tosca ihren letzten Auftritt auf der Bühne gehabt. Narraín und Jolie erzählen von einer Frau, die den Kontakt zu ihrer Umgebung praktisch komplett reduziert hat auf die beiden Pudel und die beiden treuen Seelen ihres Dienstpersonals, die ohne Murren und trotz schmerzdem Rücken dauernd ihren Flügel nach ihren Launen in ihren Wohnräumen umplatzieren, ein Flügel, der ja doch nicht mehr benutzt werden wird. Die Aussenwelt eines Paris, das schon lange nicht mehr auf sie wartet, dessen Cafés sie aber immer als ihre private Bühne betrachtet, hat schon fast alle Lebensrealität verloren.

Ähnlich verhält es sich mit dem Pianisten, der sie doch tatsächlich noch als Korrepetitor erwartet, obwohl er schon lange nicht mehr an ihr Opern-Comeback glaubt. Oder ist er nur eine blosse Fiktion, die sich mit Erinnerungen an die Zeiten mischt, als tatsächlich Pianisten, Dirigenten und das Publikum auf sie gewartet haben? Und das grosse TV-Interview,

an das wir als Zuschauer zu Beginn des Films durchaus noch glauben dürfen, entpuppt sich rasch als pure Fiktion aus Wünschen, Begehrlichkeiten und Erinnerungen einer einstmals von den Medien umgarnten und von der Öffentlichkeit umschwärmten Diva.

Der Name des hübschen jungen Reporters verrät die Seelenlage der Künstlerin: Mandrax, der Markenname eines Sedativs. Die Callas ist hochgradig tablettensüchtig, der Arzt aber dringt mit seinen Warnungen nicht mehr zu ihr vor. Regen und Herbstlaub unterstreichen die melancholischen Stimmungen, Onassis erscheint ihr als Geist in der Nacht. «Vissi d'Arte», Toscas grosse Arie, ist mehr als eine Erinnerung an frenetisch gefeierte Operauftritte, es wird zum subkutanen Motto einer zu Ende gehenden Existenz. Oder die Violetta aus «La Traviata»: So die Callas sie gespielt hatte in der Scala, so habe sie ausgesehen kurz nach ihrem Tod, zitierte der «Guardian» am 17. September 1977 Michel Glotz, ihren langjährigen Platten-Produzenten.

## JFK und Onassis

Eine andere Szene: Maria trifft John F. Kennedy. Er ist es, der sich an ihren Tisch setzt und den jovialen Gentleman gibt. Die Reserviertheit ihrer Reaktionen ignoriert er selbst dann, als sie ihm quasi unter die Nase reibt, dass ihr Onassis im Moment gerade seine Jackie fickt. Und ihm gleichzeitig unmissverständlich zu verstehen gibt: Das macht uns nicht zu Verbündeten und schon gar nicht zu Seelen-Verwandten.

Ob sich eine solche Szene so oder ähnlich abgespielt haben könnte, ist für diesen Film zweitrangig. Verbürgt ist, dass sie für JFK gesungen hat, an jenem Geburtstag 1962, als auch Marilyn Monroe ihr «Happy Birthday Mr. President» hauchte. Aber Pablo Narraín nutzt den Vorteil, dass er sich vom Zwang des Dokumentarischen verabschieden kann. «Maria» ist keine Künstler-Doku und schon gar kein Social-Media-Reality-Format, in dem sich Stars über alles in ihrem Leben von Menüplänen bis Menstruationsbeschwerden mit der Welt austauschen.

Narraín nimmt für sich in Anspruch, in die Callas hineinzublicken und die Welt ihrer letzten Lebenswochen quasi aus ihrer Sicht zu erzählen. Eine vernebelte Sicht, nicht nur wegen des Regens und den dicken Hornbrillen. Vernebelt auch wegen der Tablettensucht der Callas, vor allem aber durch Erinnerungen, die sich verwischen und vermischen mit Wünschen, Projektionen, Halluzinationen. Mal unterkühlt – oder impulsiv: Da kann eine flapsige Bemerkung eines Restaurant-Besuchers mühelos in einen grossen Wutausbruch münden.

Noch eine Szene: Maria besucht den sterbenden Onassis, den reichen Reeder, für den sie ihren fast 30 Jahre älteren Mann Battista Meneghini verliess, mit dem sie neun Jahre zusammen war, und der schliesslich dann doch Jackie Kennedy heiratete. Schön, wie Narrain mit wenigen Gesten und Worten die grosse Vertrautheit der beiden sofort einfängt und in der sterilen Umgebung von Wärme und Zuneigung erzählt. Und uns Zuschauer dabei bewusst im Unklaren lässt, ob wir diese Rückblende nun als Dokument einer tatsächlichen Begebenheit sehen sollen, oder halt doch als eine der zahlreichen Selbst-Verklärungen der nun selber todgeweihten Callas.

### Kunst-Stimme

Und dann ist da – wie könnte es anders sein – Gesang. Der Film erlaubt sich einen technischen Kunstgriff, der auf den ersten Blick wirkt wie ein Tabu-Bruch: Er geht tatsächlich so weit, mit technischen Mitteln die unsterbliche Stimme der Callas zu vermischen mit derjenigen von Angelina Jolie. Es heisst, diese hätte sich ein halbes Jahr lang mit klassischem Gesangsunterricht herumgeschlagen, als ob das legitimieren würde, sich einem vokalen Denkmal auch nur halbwegs auf Augenhöhe an die Seite zu stellen. Gerade mit einer Callas, von der man sagt, dass sie bis zu sechs Stunden am Tag geübt habe.

Es gibt eine hübsche Szene in Luc Bessons Science-Fiction-Thriller «The Fifth Element»: Ein anthropomorphes Kunstwesen singt den Anfang der Flöten-umflorten Wahnsinnszene «Il dolce suono» aus Donizettis «Lucia di Lammermoor». Inva Mula lieb damals ihren Sopran der Kunst-Stimme, die Eric Serra aufmischt mit eigenen tiefen Tönen und zunehmend wilder ausufernden Koloraturen, die er mit Techno-Beats unterlegt. Bessons damalige Partnerin

Maiwenn Le Besco spielte das Alien und sang zwar nicht selber, aber hatte monatelang geübt, um die Gestik und den Atem der Opernsängerin authentisch und synchron hinzubekommen.

So mag sich Angelina Jolie auch gefühlt haben, wobei sie in einem Interview sagte, dass sie am meisten Angst bekommen habe, als sie realisiert habe, dass sie nicht nur im Film, sondern auch vor echtem Publikum würde singen müssen. Natürlich konnte sie in sechs Monaten keine Opernstimme herantrainieren. Wie sie singt, ist dennoch ganz beachtlich. Natürlich fehlen ihr Atem und Stütze weitgehend, aber die Illusion einer Sängerin, die gealtert und untrainiert ist, die kann sie damit zum Leben erwecken.

Zwischen 95% und 5% liegen die digitalen Mischungsverhältnisse der beiden Stimmen, schreiben die Produzenten. Meistens bewegt sich der Gesang bei diesen Extremwerten, nur bei den Übergängen pendeln die Mischverhältnisse vom einen zum anderen Wert, will heissen: Wir hören entweder praktisch die historische Callas oder die aktuelle Jolie, und deutlich häufiger zum Glück die Erste. Im direkten Vergleich würde man wohl den Jolie-Anteil im Callas-Gesang noch heraushören; während der Film über die Leinwand flimmert, hätte – ich jedenfalls – das nicht mit Sicherheit behaupten können.

Wenn wir hingegen Angelina Jolie singen hören, dann denkt keiner an die Callas. Das liegt nicht nur an ihrer Stimme, sondern auch an ihrem Atem, was es fast noch stärker fassbar macht, zu begreifen, wie schwierig es ist, eine grosse lange Opern-Phrase wirklich auf Linie und Tonhöhe zu halten. Jolie traut sich zu singen, und das kann sie verständlicherweise nur mittelmässig. Aber es macht in diesem fiktionalen Kontext durchaus Sinn, zur Zeichnung und Charakterisierung einer gealterten Sängerin, die sich ihrer Stimme nicht mehr



Die Jet-Set-Diva an der Seite von Aristoteles Onassis (Haluk Bilginer).



sicher ist. Mit realen Fähigkeiten einer Singstimme, selbst wenn sie eingerostet und ungeübt ist, hat das rein technisch nicht viel zu tun. Aber das Bild, das passt, und so funktioniert diese digitale Aneignung im Film dann sehr rasch erstaunlich mühelos. Und der auf CD umfassend dokumentierten wirklich unsterblichen Stimme der Callas kann sie ohnehin nichts anhaben.

### Kein Oscar

Die vielleicht nicht schönste, aber sicher eine der absolut eindrucksvollsten und individuellsten Opernstimmen des 20. Jahrhunderts bekommt auch bei Larraín ihre Auftritte, und es ist schön, dass er es sich verkneifen kann, diese Ausschnitte auf blosse Klangfetzen zu reduzieren, sondern es für das Kino unserer Tage überdurchschnittlich lange aushält, einfach zuzuhören.

Desdemonas «Ave Maria» hören wir gleich als Erstes, und es macht die Perspektive klar: Eine Frau, die ahnt, dass sie sterben wird. «Vissl d'Arte» als Abgesang, das passt nicht minder, natürlich ist da «Casta Diva» aus der Norma, auch weitere ihrer Paraderollen. Dass auch noch Wagners «Parsifal»-Musik durch den Soundtrack geistert, wirkt dann eher aufgesetzt, obwohl sie diese Partie auch gesungen hat. Noch weniger Sinn macht der Gefangenenchor aus «Nabucco» im

Abspann, ähnlich wie manche andere Musik, mit der sämtliche Szenen des Films unterlegt werden. Er ist etwas nervig, der permanente Soundtrack aus klassischer Klavier- und Orchestermusik, der jeder Szene unterlegt wird.

Interessant, dass Angelina Jolie zwar für die Golden Globes nominiert war, aber dass es zu keiner Oscar-Nominierung gekommen ist. Welche Ressentiments dabei mitspielen, ist schwer zu eruieren. Kann sein, dass der Film zu langsam, zu intim, zu innerlich geworden ist, ein bisschen zu kitschig in den selbstverliebten Settings vielleicht, kann aber auch sein, dass man der Jolie das ganz offensichtliche Kalkül zu einer solchen Auszeichnung ein wenig übel genommen hat. Sie kann es angesichts ihrer umfangreichen Filmografie, der sie mit «Maria» durchaus ganz neue Facetten beige-steuert hat, locker verschmerzen.

---

Pablo Larraín: «Maria» mit Angelina Jolie  
• Film in den Kinos und bald auf Netflix.  
• Soundtrack auf CD bei Warner Classics

